

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 77 (1968)
Heft: 7

Artikel: Die alt-olympischen Feste
Autor: E.T.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-975236>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die alt-olympischen Feste

Die Ursprünge

Die Olympiaden treten mit dem Jahre 776 v. Chr. ins Licht der Geschichte, von da an wurden sie gezählt; sie dauerten über eine Zeit von 1168 Jahren hinweg, bis sie durch den christlichen römischen Kaiser Theodosius I. im Jahre 394 verboten wurden. Es waren ursprünglich kultische Feste zu Ehren des Zeus Olympios, das heisst des Zeus, der am Olymp (das bedeutet Berg) in der Landschaft Elis, auf der peloponnesischen Halbinsel, sein Heiligtum hatte. Er war nicht der erste Herr an diesem Orte. In grauer Vorzeit war dort von den Urbewohnern die Erdgöttin Gaia verehrt worden. Gleich wie in Delphi bildete eine Erdspalte den Anlass zu einem Orakelkult. Gaia wurde später durch Götter aus der minoischen und mykenischen Kultur verdrängt, schliesslich aber — nach der Landnahme durch die Dorer, einem Volksstamm, der Ende des zweiten vorchristlichen Jahrtausends vom Balkan nach Griechenland vordrang — errang der Himmelsgott Zeus die Vorherrschaft. Mythen und Kulthandlungen aus den früheren Zeiten wurden umgewandelt und, mit neuem Sinn erfüllt, dem Zeus zugeordnet, so auch die Wettkämpfe. Diese waren aus mythischen Vorstellungen hervorgegangen, sei es, dass für eine Kulthandlung der Stellvertreter des Gottes durch einen Wettlauf ermittelt wurde, sei es, dass es sich (beim Zweikampf) um die abgeschwächte Form eines Menschenopfers handelte oder dass die Uebertragung der göttlichen Kraft auf den Sieger angenommen wurde. Mit dem helleren Gottesbild, das die Neueingewanderten brachten, erhielten die Feiern einen neuen Aspekt, sie wurden aus Dumpfheit und blutigem Ernst erlöst und zu einem menschlichen Anteilhaben an der Götterwelt emporgeführt. Die Sage will, dass Herakles die Spiele zu Olympia begründet habe, die Geschichte weist jedoch auf den König von Elis, Iphitos, der die Spiele eingesetzt, bzw. die von den Altbewohnern für ihren Kult üblichen Wettkämpfe nun zu Ehren seines Gottes Zeus wieder eingeführt habe, und zwar auf einen Orakelspruch hin, um für das von Krieg und Krankheit heimgesuchte Land die Hilfe des Höchsten zu gewinnen. Damit die Anhänger des neuen Glaubens in dem damals noch in Umbruch begriffenen, von Wirren zerrissenen Griechenland unbeschadet zum olympischen Heiligtum kommen könnten, schloss Iphitos mit den Nachbarstaaten Sparta und Pisa ein Abkommen, das den Pilgern für ihren Hin- und Rückweg und während der Festzeit Sicherheit bieten sollte. Daraus entstand der berühmte «Gottesfrieden», der zuerst einen Monat dauerte und dann bis auf drei Monate ausgedehnt

wurde, denn in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten breiteten sich die Griechen über den ganzen Mittelmeerraum aus, und Wettkämpfer und Zuschauer strömten aus den entlegensten Kolonien auf die festgesetzte Zeit nach Olympia. Während des Hochfestes des Zeus ruhte jeder Waffengang unter Griechen, Gerichtsverhandlungen wurden aufgeschoben. Die Eleer, welche die Wartung des Heiligtums und die Vorbereitung der Spiele übernommen hatten, durften in keinem Zwist Partei ergreifen und von keinem der sich befehlenden Stämme angegriffen werden, damit die Durchführung der Kultfeier jedes vierte Jahr gewährleistet sei, die Gläubigen ihrem Gott zur Darbringung der Opfer nahen konnten und die Feier nicht durch Zwietracht entweiht werde. Während über 350 Jahren wurde diese Neutralität um des Gottesdienstes willen eingehalten.

Die Feier

Nach der Ueberlieferung war dem Zeus im heiligen Hain am Alpheios, an der Stelle, auf die er einen Blitz geschleudert hatte, ein Altar errichtet worden. Erst später wurden Tempel gebaut und Götterbilder aufgestellt. Zeus wurde täglich, den übrigen Göttern in seinem Gefolge monatlich, einigen wenigen nur jährlich einmal geopfert. Alle vier Jahre aber fand ein grosses Opferfest statt, das mit Wettkämpfen, den Olympiaden, begangen wurde. Nach Angaben antiker Schriftsteller standen an der Spitze der priesterlichen Hierarchie vier Seher. Sie hatten unter anderem nach komplizierten Kalenderberechnungen das Datum der Hochfeier zu bestimmen. Drei Priester versahen reihum je einen Monat lang den Opferdienst. Die Liturgie wurde von einem Flötenbläser begleitet. Die Trankopferträger hatten für die monatlich darzubringenden Opfer zu sorgen. Der Holzer war ein weiteres wichtiges Glied im Personal; er besorgte das für die Brandopfer benötigte Holz.

An der ersten amtlich aufgezeichneten Olympiade, im Jahre 776 v. Chr., wurde lediglich ein einfacher Wettlauf veranstaltet. Nach und nach kamen weitere Sportarten dazu: Fünfkampf, Ringen, Boxen, Pankration (Allkampf, eine Kombination von Ringen und Faustkampf), Wagenrennen und Reiten. Diese Ausweitung und die immer zahlreicher antretenden Wettkämpfer erforderten eine Verlängerung des Festes, das ursprünglich nur einen Tag dauerte, auf fünf Tage. Dem Hauptfeiertag wurden die Wettkämpfe der Knaben und die Wagen- und Pferderennen vorangestellt. Am Zeusfest selbst wurde das Staats-

opfer der Eleer und die Opfer der andern zeusgläubigen Stämme gebracht. Am frühen Morgen formten sich die Priester und die Festgesandtschaften mit ihren geschmückten Opfertieren zur Prozession und schritten zum grossen Aschenaltar des Zeus. Die Tiere wurden geschlachtet und ihre Schenkel auf dem Altar verbrannt, während die übrigen Teile das Festmahl abgaben, zu dem sich die Gemeinde am Abend dann versammelte und an dem der Gott unsichtbar teilnahm, so mit den Menschen in Gemeinschaft tretend. Am 4. Tage wurden die schwerathletischen Wettkämpfe ausgetragen, am 5. Tag fand die Siegerehrung statt, und das Fest wurde mit einem Dankopfer und Festmahl abgeschlossen. Meistens wurden die Sieger in den einzelnen Disziplinen unmittelbar nach dem Wettkampf von einem Herold ausgerufen und mit einer wollenen Stirnbinde oder einem Palmzweig ausgezeichnet und am Schluss alle miteinander im Tempel gekrönt. Die Athleten zogen in feierlicher Prozession, unter dem Beifall der Zuschauer, die sie mit Blättern und Blumen bewarfen, zum Zeuseiligtum, wo ihnen ein Kranz aus einem Zweig des wilden Oelbaums aufs Haupt gesetzt wurde. Die Zweige waren von einem Knaben mit goldenem Messer von einem bestimmten, durch Orakelspruch bezeichneten Baum geschnitten worden. Diese Krönung bedeutete für einen Hellenen Höhepunkt seines Lebens, denn sie hiess Auserwähltsein von Zeus, und der Wettkämpfer nahm den Kranz wie ein Sakrament entgegen. Die Sieger wurden in eine Liste eingetragen und hatten das Recht, ein Standbild in den Heiligen Hain zu stiften. Dieses Standbild durfte aber erst dann eine leichte Aehnlichkeit mit dem Athleten aufweisen, wenn er dreimal gekrönt worden war; denn die Griechen empfanden den Sieg als ein Geschenk der Götter, nicht als Menschenverdienst, und es wäre Anmassung gewesen, sich selbst durch ein Portrait-Standbild zu ehren. Die Statuen waren also eigentlich Götterbilder; nur auf dem Sockel war der Name des Olympioniken und die Art des Wettkampfes eingeritzt. Vielfach handelte es sich auch nur um kleine Plastiken, und manche Athleten weihten das Sportgerät, mit dem sie den Sieg errungen, Zeus. Bei der Heimkehr in die Vaterstadt — ein wichtiger Begriff für die alten Griechen! — wurden die erfolgreichen Wettkämpfer mit grössten Ehren empfangen und auf einem Triumphwagen zum Haupttempel geführt, wo sie ihren Kranz der stadtbeschützenden Gottheit weihten. Sie genossen fortan manches Vorrecht, wurden von staatswegen verköstigt und erhielten zum Teil auch reiche Geschenke. Sokrates beklagte sich, dass Athen den Siegern im Zwei- oder Viergespann, also

reichen Rennstallbesitzern, freie Speisung gewähre, ihm aber, dem wahren Wohltäter des Staates, nicht, obwohl er unvermögend sei.

Es ist hier noch zu erwähnen, dass periodisch wiederkehrende, mit Wettkämpfen verbundene Feste zu Ehren eines Gottes auch an andern Orten durchgeführt wurden. Sie spielten sich überall ähnlich ab, aber die Olympiaden erlangten die grösste Berühmtheit.

Die Wettkämpfer

Der Sieger der ersten, von den Eroberern eingesetzten Olympiade war der Eleer Koroibos. Wie erwähnt, fand auf den ersten 14 Olympiaden nur ein Lauf statt, der besonders eng mit dem ursprünglichen Kult verbunden war. Die Strecke mass eine Stadie — rund 192 Meter —, woraus sich der Begriff Stadion für Wettkampfbahn ergab. Nach dem Sieger dieses Laufes wurden auch später noch, als weitere Wettkampfsarten eingeführt worden waren, die Feste bezeichnet. So heisst es zum Beispiel bei Pausanias: «Gelon, der Tyrann von Sizilien, eroberte Syrakus, als Hybrilides in Athen Archon war, im zweiten Jahr der 72. Olympiade, an der Tisikrates aus Kroton im Stadionlauf siegte.»

Er berichtet auch voller Bewunderung vom Läufer Polites, der am gleichen Tage den Langlauf (24 Stadionlängen), den Doppellauf und den Stadionlauf gewann. Einer der berühmtesten Olympioniken war Leonidas von Rhodos, der an vier aufeinanderfolgenden Olympiaden in diesen drei Läufen siegte. Ein anderer verewigte seine Leistung in einer Inschrift, die in Epidauros, 130 Kilometer von Olympia entfernt, gefunden wurde: «Drymos, der Sohn des Theodoros, hat den olympischen Sieg noch am gleichen Tage hierher gemeldet, sobald er im Laufe den berühmten Hain des Gottes berührte, ein Zeichen seiner Tüchtigkeit. Mein Vaterland ist das rossenährende Argos.» Besonderes Ansehen genossen auch die Faustkämpfer, Ringer und Pankratiasten, deren Kämpfe zuweilen tödlich ausgingen. In einem solchen Falle wurde der Sieg dem Getöteten zugesprochen. Der berühmteste unter allen war der aus dem italienischen Kroton gebürtige Milon. Schon in den Knabenwettkämpfen errang er einen Sieg und wurde nachher auf verschiedenen panhellenischen Kampfstätten noch fünfundzwanzigmal gekrönt.

Eine berühmt-beschämende Gestalt in der Geschichte der Olympiaden war Kaiser Nero, auf dessen Geheiss das 211. Fest um zwei Jahre auf das Jahr 67 n. Chr. verschoben werden musste, damit er selbst anlässlich seiner

Griechenlandreise daran teilnehmen könne. Er war ein begeisterter und wohlgeübter Athlet und machte mit einem Zehnspanner beim Wagenrennen mit, wurde zwar herausgeschleudert, aber die Kampfrichter waren gezwungen, ihm den Siegerkranz zuzuerkennen, desgleichen im Zitherspiel und im Wettbewerb der Tragödiendichter. Solche musischen Wettbewerbe waren sonst in Olympia verpönt gewesen. Diese erzwungene Olympiade, die sich Nero durch grosse Geschenke erkaufte, wurde jedoch nach dem Tod des Kaisers als ungültig erklärt und sein Name aus den Siegerlisten gestrichen.

Die Ausstrahlung der Olympiaden

Die Verwurzelung der Spiele im Religiösen, die Auslegung der Siege als Gunstbeweis der Götter, was der Erhebung der Athleten zu Heroen gleichkam, machen es verständlich, dass anfangs nur freie Hellenen an den Wettkämpfen teilnahmen. Mit der Ausbreitung des Hellenismus und der Abschwächung des religiösen Gehalts der Spiele wurden auch Andersstämmige, welche griechische Kultur angenommen hatten, zugelassen. Im Laufe der Jahrhunderte flachte der Schwung des hohen Ethos ab, wie bei jedem Menschenwerk gab es Schatten, Tiefpunkte und Auswüchse; trotzdem ging der Glanz einer höheren Weihe niemals ganz verloren, zu stark war die Ausstrahlung hellenischen Geistes während des «goldenen Zeitalters» gewesen, eine Ausstrahlung, an der die Zeusfeste zu Olympia einen nicht geringen Anteil hatten.

Die Gymnastik galt den Griechen nicht nur als ein Gebot der Aesthetik und als eine Notwendigkeit zur Erhaltung und Förderung körperlicher Lebenstüchtigkeit, sondern auch als ein Mittel der Charakterbildung. Sie lehrte, Entbehrungen und Schmerzen zu ertragen, die Triebe zu zügeln, den Mut zu steigern. Leibesübungen gehörten deshalb zu den Selbstverständlichkeiten im Alltag des griechischen freien Bürgers. Der Staat sorgte für die nötigen Übungsplätze. Bei Stadtplanungen nahmen Sportanlagen und Bäder neben den Tempeln und Staatspalästen den wichtigsten Platz ein.

Die Übungshallen wurden Palästra (Palè = Ringkampf) oder Gymnasion genannt. Dieses Wort war von *gymnos* = nackt abgeleitet, weil zu Übungen und Wettkampf nackt angetreten wurde. Im Gymnasion trafen sich die «besseren Kreise». Man verhandelte die Tagesereignisse und Politik, führte Gespräche über geistige Probleme, übte sich in der hochangesehenen Redekunst, kurz, man

bereitete sich darauf vor, im öffentlichen Leben mitzusprechen zu können. Vielerorts gehörten auch Musik und Tanz zu den Übungen, Platon und Galen, der berühmte Arzt aus Pergamon, forderten musikalische Begleitung zu den gymnastischen Übungen. So war das Gymnasion die Stätte der Bildung.

Auch in Olympia gab es ein Gymnasion und eine Palästra, dazu sehr früh schon Waschanlagen und ein Schwimmbad. Auch hier wurden die jungen Männer, die unter der strengen Aufsicht der Kampfrichter einem harten Training oblagen, gleichzeitig in geistigen Dingen unterrichtet. Die Anlagen waren in der ersten Zeit sehr einfach, aber mit zunehmender Bedeutung des Ortes wurden sie ausgebaut und geschmückt. Im Heiligen Hain entstanden Tempel — bis Ende des 7. Jahrhunderts hatten sich die religiösen Riten an den unter freiem Himmel stehenden Altären vollzogen — und das ganze Areal bevölkerte sich mit von den Siegern gestifteten Plastiken. Kleinere Weihgaben, die nicht im Freien aufgestellt werden konnten, oder besonders wertvolle Stücke wurden in den zwölf Schatzhäusern untergebracht. Diese dienten auch der Aufbewahrung der von den entfernten dorischen Städten bei den Opferfesten verwendeten kostbaren Geräte. Kein Wunder, dass Tausende und Zehntausende nach Olympia strömten, all diese Schätze zu bewundern, kein Wunder auch, dass «Fremdenführer» nötig waren, die Pilger zum gewünschten Altar zu führen und die Sehenswürdigkeiten zu erklären. Es wurden nicht nur für olympische Sieger Standbilder geschenkt, auch sonstige aussergewöhnliche Ereignisse hielt man so in der Erinnerung fest, und die Grossen Hellas wurden mit Büsten geehrt. 192 Statuen beschreibt Pausanias, wobei er bemerkt, dass dies nur die bedeutendsten seien. Das erhabenste Werk war die Zeus-Statue im Tempel, die von Phidias überlebensgross aus Gold und Elfenbein geschaffen wurde. Sie war eines der sieben Weltwunder der Antike. Nach Konstantinopel verschleppt, fiel sie 462 einem Brand zum Opfer. Olympia diente auch sozusagen als Archiv, wurden doch gerne Friedensverträge oder auch private Verträge auf Stelen und Bronzetafeln festgehalten, die in der Altis oder einem Tempel aufgestellt wurden. Die Olympiaden, im Schutz des Gottesfriedens abgehalten, vereinigten alle Hellenen, selbst verfeindete Parteien, und boten Gelegenheit zu politischen Gesprächen und Friedensverhandlungen.

Die Feste bekamen jedoch ganz besondere Bedeutung durch die Anwesenheit von Philosophen, Gelehrten, Künstlern. Hier fanden sie ein aufnahmefähiges und begieriges Publikum, das ihre Gedanken und Werke in

Der Stierkampf

E. Tschanz

allen Teilen der griechischen Welt bekanntmachte. Phidias haben wir schon erwähnt. Myron, Alkamenes, Polyklet, Praxiteles waren weitere Künstler, die Skulpturen für Olympia schufen. Pindar war der Sänger der erfolgreichen Olympioniken. Herodot trug dort sein Geschichtswerk vor, das so begeisterte, dass er grössten Ruhm erfuhr; Thukydides war unter seinen Zuhörern. Kaiser und Könige, Politiker, Heerführer zeigten dort Glanz und Macht, holten sich Ruhm und vermehrten die Kostbarkeiten des Heiligtums.

Die Spiele selbst sanken allerdings nach und nach zu einer Angelegenheit von Berufsathleten ab, die sich einseitig auf die Wettkämpfe vorbereiteten und darüber die geistige Bildung vernachlässigten. Die Männer vornehmer Abkunft und hoher Gesinnung zogen sich deshalb von den Spielen zurück, da sie sich nicht mit Leuten niederer Herkunft und mangelhafter Bildung messen wollten. Sie beteiligten sich höchstens noch als Besitzer von Rennpferden, denn bei Wagenrennen erhielt der Besitzer den Siegeskranz, nicht der Lenker. Die sportlichen Veranstaltungen erhielten immer grösseres Eigenleben, der Götterglaube wurde immer mehr unterhöhlt, einesteils durch die Aufklärung, andernteils durch die Tendenz, Menschen — sehr menschliche Menschen — zu vergöttern. Schliesslich brach das Christentum in das griechisch-römische Pantheon ein. Kaiser Theodosius der Grosse erliess 394 ein Verbot betreffend alle heidnischen Kulte, und sein Enkel war noch eifriger in der Verfolgung heidnischer Bräuche. Mit der Abschaffung der Spiele wurde Olympia bedeutungslos. Die Bauten und Anlagen zerfielen; was nicht schon vorher von Griechen und Römern an Schätzen geraubt worden war, plünderten und verwüsteten die in der Völkerwanderungszeit eindringenden Heruler und Vandalen. Erdbeben und Flussüberschwemmungen taten ein übriges, so dass die Stätte, die einst ein kulturelles Zentrum und Brennpunkt abendländischer Geistesströmungen gewesen war, heute nur noch ein verlassenes Trümmerfeld ist.

E. T.

Kürzlich kam in einer Runde junger Leute die Rede auf den spanischen Stierkampf. Ein junger Mann gestand — ein wenig zögernd in Voraussicht der allgemeinen Empörung —, dass er an diesem Schauspiel Gefallen finde. Die Argumente gingen hin und her.

Auf der einen Seite wurden die Ursprünglichkeit der Gefühle, die unnachahmliche Stimmung in der Arena, die Schönheit der Bewegungen, der Mut der Toreros, der rituelle Charakter des Kampfes in die Waagschale geworfen, auf der andern Seite das Leiden des Tieres, die Ungleichheit der Chancen, die Primitivität eines solchen Rituals.

Ich kenne die Regeln des Stierkampfes nicht und habe noch nie einem beigewohnt, aber Bilder habe ich gesehen, Photos und Kunstblätter, und Beschreibungen gelesen. Viele Anhänger heben den rituellen Gehalt des Geschehens hervor. Der Sinn wäre wohl der, das Dämonische, das Böse zu besiegen. Die ungebärdige Kraft des wütenden Stiers wird durch Ueberlegung und Geschicklichkeit des Menschen gebrochen; dazu gehören auch Mut — und ein wenig Glück; denn es geht ja um Bruchteile von Sekunden und Millimeterpräzision.

Vor bald 2000 Jahren wurde ein anderes Ritual eingesetzt: das der Selbstaufopferung. Aber dieses gänzlich Neue braucht lange Zeit, den alten Adam zu überwinden. Instinkt und Triebe sind mächtige Kräfte, die nicht ungestraft unterdrückt werden. Neuere wissenschaftliche Untersuchungen sagen uns, dass auch der Aggressionstrieb an sich positiv zu werten ist, sofern er im Zaume gehalten wird. Gerade in dieser Beziehung kommt Spiel und Sport als Erziehungsmittel grosse Bedeutung zu. Es ist mir durchaus verständlich, dass der gefährliche, Mut und Gewandtheit voraussetzende Stierkampf die Toreros und Hunderttausende von Zuschauern zu faszinieren vermag, gerade auch in unserer heutigen, zivilisierten Welt, wo das persönliche Risiko so stark eingeschränkt ist. (Ueber die Rolle des Risikos im sozialen Verhalten siehe die Abhandlung von Dr. iur. Max Hess-Haeberli «Zur Psychologie des Risikos», veröffentlicht in Heft 4, 1968, des Organs des Schweiz. Verbandes dipl. Psychiatrieschwestern und -pfleger, Zürich). Das urtümliche Verlangen nach Bestätigung der eigenen Person im Bestehen von Gefahr, im Vollbringen einer Leistung, wo alle Sinne und Fasern des Körpers eingesetzt werden müssen, scheinen in diesem Kampfe höchste Befriedigung zu finden. Nur ... da ist auch noch der Partner, der Stier, der nicht gefragt wird, ob er das Spiel mitmachen wolle. Er will eigentlich gar nicht; man reizt ihn, um ihn recht «böse» zu machen, damit ein Grund